

Gdańsk 2021, Nr. 44

<https://doi.org/10.26881/sgg.2021.44.10>

Tim Porzer

(Johannes Gutenberg-Universität Mainz)

<https://orcid.org/0000-0001-7012-8411>

Briefe für die Seele. Der Brief als Therapeutikum am Beispiel der Briefe Friedrich Schlegels an Christine von Stransky

Der vorliegende Beitrag untersucht die therapeutische Funktionalisierung des Briefwechsels zwischen Friedrich Schlegel und Christine von Stransky. Im Medium Brief werden auf Grundlage einer als ‚Seelenverwandtschaft‘ verstandenen Verbundenheit intime Empfindungen sowie Sorgen und Nöte ausgetauscht. Im Artikel wird erläutert, wie Schlegel die ihn bedrängenden Sorgen und Probleme bewältigt, indem er ihnen in der Mitteilung an seine Briefpartnerin eine sprachliche Form gibt.

Schlüsselwörter: Brief, Friedrich Schlegel, Psychagogie, Romantik, ‚Seelenverwandtschaft‘

Letters for the Soul. Friedrich Schlegel’s Letters to Christine von Stransky as an Example of Letters as a Therapy. The paper analyses the therapeutic functionalisation of the correspondence between Friedrich Schlegel and Christine von Stransky. Through the medium of the letter, intimate feelings, worries and needs are exchanged based on a bond understood as ‘soul-kinship’. The article explains how Schlegel overcomes the worries and problems troubling himself by giving them a verbal expression in the communication with his correspondent.

Keywords: letters, Friedrich Schlegel, psychagogy, Romanticism, ‘soul-kinship’

1. Einleitung

Als Innerlichkeitsbewegung ist die Romantik an der Ausbildung neuer Mittel zur Darstellung von Emotionalität beteiligt. Bereits in der Epoche der Empfindsamkeit rückten psychische Zustände sowie Emotionen in den Vordergrund. Damit wurden die Träume und Wünsche des Einzelnen vermehrt zum Gegenstand literarischer beziehungsweise anthropologischer Darstellungen und Erörterungen.

Zugleich nimmt das Wissen um die physische und psychische Konstitution des Menschen zu. Es kommt in der Folge zur Erweiterung therapeutischer Ratschläge. Verhandelt wird beides vorrangig in literarischen Gattungen, die eine besondere Affinität zur

Präsentation von Emotionen und ihrer differenzierten Wiedergabe aufweisen. Zu ihnen gehört vor allem der Brief.¹

Friedrich Schlegel stellt in seinen Briefen überwiegend nicht die eigenen Gefühle aus. Das ändert sich erst im Briefwechsel mit Christine von Stransky, der für ihn auch therapeutische Funktionen übernimmt. Am 23. März 1828 schreibt er aus Wien: „Ein Brief von Dir wäre das beste Heilmittel und würde wie Balsam wirken [...]; also stehe mir treulich und standhaft bey, Du meine innigst geliebte Schwester und innre Lebensseele!“ (Schlegel 1975a: 277)². Das Briefzitat legt zwei zentrale Aspekte der Briefbeziehung frei: Zum einen eine extrem intensive Verbindung zwischen den Briefpartnern und zum anderen eine therapeutische Funktionalisierung des Mediums Brief. Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist das romantisch-religiöse, mit dem pseudowissenschaftlichen animalischen Magnetismus verbundene Konzept der ‚Seelenverwandtschaft‘. Es charakterisiert die Verbindung zwischen den Briefpartnern und ist die Grundlage des Briefwechsels. In ihren Briefen tauschen Schlegel und Stransky intime Empfindungen und Wünsche sowie Sorgen und Nöte aus. Die These des Beitrags lautet, dass Schlegel den ihn bedrängenden Sorgen und Problemen, die er als Aspekte einer *passio* im Sinne der Nachfolge Christi begreift, eine sprachliche Form gibt, um sie in der Mitteilung an seine Briefpartnerin zu bewältigen. Darin besteht die therapeutische Funktion des Briefwechsels.

Um die These zu plausibilisieren, soll zunächst die Medialität des Briefs näher bestimmt und die Besonderheit des Briefs in der Romantik charakterisiert werden. Auf dieser Grundlage wird sodann der Briefwechsel zwischen Schlegel und Stransky analysiert. Nach einer generellen Charakteristik des Briefwechsels werden thematische und funktionale Aspekte untersucht. Ein abschließendes Fazit fasst die Ergebnisse zusammen.

2. Systematische und historische Voraussetzungen

2.1. Der Brief als Medium

Der Brief als Medium stellt spezifische kommunikative Räume bereit, die von den Briefpartnern individuell gestaltet werden können. Die Individualisierung epistolarer Kommunikation gelingt vor allem über die Regulierung von „Erwartungen sozialer Nähe“ (Thiedeke 2020: 198). Robert Vellusig (2000: 27) betont zudem die Brückenfunktion des Briefes, der „das anwesende Substrat des abwesenden Gesprächspartners“ ist. Zugleich bestehen aber auch Hierarchieverhältnisse weiter, die Asymmetrien ins Spiel bringen. Mit der Medialität des Briefs eng verknüpft ist das Unmittelbarkeitspostulat und der Ausschluss Dritter: Der Brief stiftet eine „Gemeinschaft exklusiven sozialen Wissens“ (Thiedeke 2020: 195) und

¹ Den aktuellen Ansätzen in der Briefforschung folgend wird der Brief hier nicht ausschließlich als Quelle verstanden, sondern zugleich als Text mit ästhetischen und medialen Eigenschaften, die ihn als eigene literarische Gattung identifizieren. Vgl. dazu Schuster 2020, 5–7.

² Die Briefe Schlegels an Stransky wurden erstmals 1907 (Bd. 1) und 1911 (Bd. 2) von Max Rottman herausgegeben. Als Textgrundlage für Band 2 dient in der Folge der Nachdruck von 1975, weiter als Sigle FS2 zitiert.

ermöglicht den Beteiligten Nähe und soziale Teilhabe. Entsprechend weist die „Sozialität [...] beim Brief eine hohe Intimität auf“ (Thiedeke 2020: 198). Nikolaus Wegmann (1988: 73) begreift den „Brief als ein erfolgreiches, in seiner Struktur speziell auf privat-intime Verständigung ausgefeiltes Kommunikationsmittel“. Exklusivität und Intimität erlauben es den Briefpartnern, ihren Alltag, ihre Sorgen und Nöte narrativ aufzuarbeiten. Dadurch werden Selbstbeobachtungen und die Reflexion von Innerlichkeit ermöglicht³. Sowohl im reziproken Austausch als auch im Schreib- und Leseprozess kann die eigene Innerlichkeit ebenso wie die des Gegenübers reflektiert werden.

Das Medium Brief ist eng mit der Materialität des Briefs verbunden. Brieflänge, -umfang und eine emotionale Aufladung des Trägermediums sind dabei die charakteristischen Aspekte. Diese haben in der Beziehung der Korrespondenzpartner zudem eine soziale Funktion. Wenn Henzel (2020: 223) festhält, dass das „Material [...] die Abwesenheit des bzw. der Briefschreibenden zu kompensieren“ vermag, so steht der Brief nicht nur inhaltlich für den abwesenden Gesprächspartner, sondern auch physisch als Objekt. Zudem ergibt sich die Möglichkeit, Briefe als Gaben zu versenden⁴ und empfangene Briefe zu sammeln⁵. In Gabenform kann der Brief die Beziehung der Briefpartner idealiter intensivieren, bedroht diese aber zugleich permanent. Ein asynchrones Verhältnis in Bezug auf die Brieflänge kann prekäre Verhältnisse in der Beziehung der Korrespondenzpartner stiften und Hierarchieverhältnisse aufbrechen lassen. Gleiches gilt für die Frequenz des Briefwechsels.⁶

2.2. Der romantische Brief

Als Innerlichkeitsbewegung führt die Epoche der Romantik die bereits in der Aufklärung und insbesondere in der Empfindsamkeit praktizierte private Briefkultur fort⁷. Für Friedrich Schlegel ist die Briefkommunikation, wie Hermann Patsch (2017: 280) festhält, stets anlassbezogen und zugleich Ausdruck eines elementaren Mitteilungsimpulses. Der Briefschreiber Schlegel „kommuniziert, weil er existieren muss“, für ihn sind Briefe aber auch „Zeugnisse gemeinsamer Vertrautheit“ (Patsch 2017: 282).

Die im Privatbrief an Freunde gerichteten Themen orientieren sich an den lebensweltlichen Voraussetzungen der Briefpartner. Kennzeichnend für den romantischen Brief ist die „Verbindung von Mitteilungen persönlicher Angelegenheiten mit gelehrten, ästhetisch-kritischen Essays oder Abhandlungen“ (Nickisch 1991: 54). Im Vordergrund stehen Themen wie „Freundschaft, Liebe, Herzensangelegenheiten, Fragen des Geistes, der Bildung, der Philosophie und der Erziehung“ (ebd.: 45). Aber auch Kunst und Literatur sowie politische und

³ Thiedeke (2020: 201) spricht in Anlehnung an Niklas Luhmann von Beobachtungen zweiter Ordnung.

⁴ Vgl. dazu Strobel 2020.

⁵ Hier ist an die Bedeutung von Autographensammlungen zu denken.

⁶ Vgl. dazu: Strobel 2020.

⁷ Neben seiner Funktion als privates Kommunikationsmedium ist der Brief in der Romantik, wie Karl Heinz Bohrer (1987) gezeigt hat, von einer Fokussierung auf das ‚Ich‘ geprägt und damit an der Ausbildung einer ‚ästhetischen Subjektivität‘ beteiligt. Das trifft allerdings nur auf einige wenige Vertreterinnen und Vertreter der Epoche zu. Dazu gehören unter anderem Clemens Brentano und Karoline von Günderode.

soziale Aspekte fließen in die epistolare Kommunikation ein. Zugleich verzeichnet die Briefkultur der Romantik mit Caroline Schlegel-Schelling, Bettina von Arnim, Rahel Levin und Dorothea Schlegel einen hohen Anteil an Frauen.

Der Brief schwankt in der Romantik zwischen sozialem Ereignis und privatem Dokument. Ein soziales Ereignis liegt dann vor, wenn Briefe in Gesellschaft vorgelesen und diskutiert sowie erhaltene Briefe weitergeleitet werden (Patsch 2007: 282). Das Versenden sowie das Weiterleiten von Briefen stehen im Zeichen von Freundschaft und Gruppenbildung und übernehmen damit eine netzwerkbildende Funktion⁸. Zugleich sind die romantischen Korrespondenzpartner sich des intimen⁹ Charakters ihrer Briefe als exklusive Mitteilungsförmung zwischen Freunden bewusst. Insofern handelt es sich um private Dokumente. Streisand (2001: 72–73) hat diesbezüglich auf den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gängigen ‚intimen Freund‘ verwiesen, der in Anlehnung an Francis Bacons Freundschaftskonzept eine tröstende und beratende Funktion übernehme. Diesem Konzept tritt eine neue Form der Freundschaft gegenüber, die auf „ein psychologisierendes Verstehen und Sich-Versenken in den anderen oder auf eine sich gegenüber der Welt abschließende Freundesgemeinschaft“ (Streisand 2001: 73) ausgerichtet sei. Im Konzept der ‚Seelenverwandtschaft‘ ist sowohl die Trost- und Beratungsfunktion als auch die romantische Auseinandersetzung mit der Innerlichkeit nachweisbar. Dazu gehört auch die Vorstellung einer intimen, esoterischen Kommunikation. Das Verständnis einer engen Verbindung von Körper und Psyche, das sich in der Romantik verfestigt, manifestiert sich auch im animalischen Magnetismus.¹⁰ Dieses pseudowissenschaftliche Konzept geht bei Adepten wie Friedrich Schlegel in die Theorie der ‚Seelenverwandtschaft‘ ein, die in der spirituellen Verbindung auch Aspekte der Leiblichkeit mitführt. Für Johann Gottfried Herder zeigte sich in der Freundschaft „der wahre Magnetismus menschlicher Seelen“ (Herder 1912: 83). Mit Blick auf dieses Freundschaftsverständnis hat Koschorke (1999: 186) in seiner Mediologie¹¹ die Verbindung von Sympathie und Schrift untersucht. Dabei exkludiert die Sympathie in der intimen Beziehung die Körperlichkeit der Briefpartner: „Sympathie im aufklärerischen Sinn ist Liebe ohne Begehren, Ausdruck von Zuneigung bei gleichzeitigem Absehen von der leibessinnlichen Beschaffenheit der geliebten Person“ (Koschorke 1999: 186). Hillebrandt und Kampmann betonen im Anschluss an Koschorke insbesondere die „sozialen Funktionen von Sympathie“ (Hillebrandt/Kampmann 2014: 15).

Daraus resultiert die briefmediale Sonderform des Freundschaftsbriefs. Er „dient der Kommunikation mit Gleichgesinnten“ und „bildet einen Code der Intimität aus“ (Maurer 2006: 77).

⁸ Vgl. dazu: Baillot 2011; Binczek/Stanitzek 2010; Bunzel 2013.

⁹ Marianne Streisand (2001: 67) skizziert anhand der Etymologie des Adjektivs ‚intim‘ im Französischen seine doppelte Bedeutung: „[Z]unächst eine soziale, interpersonale Union betreffend, zum anderen einen inneren, geheimen, seelischen, auf das einzelne Individuum bezogenen Sinn“ bedeutend.

¹⁰ Schlegels theoretische und praktische Studien des animalischen Magnetismus befassen sich insbesondere mit dem Somnambulismus, an dem ihn die Möglichkeit des Hellsehens fasziniert. Darin verbinden sich sein katholischer Glaube und seine mystischen Forschungen.

¹¹ Koschorkes Mediologie verbindet Körper- und Schriftströme im 18. Jahrhundert auf sozialer, medizinischer und medialer Ebene.

Zum Freundschaftsbrief gehört auch ein beratender Gestus und die Möglichkeit der therapeutischen Funktionalisierung. Die Kombination körperlicher und psychischer Erfahrungen in Verbindung mit den in der Spätromantik vermehrt auftretenden esoterischen Aspekten rücken den Freundschaftsbrief in die Nähe des Patientenbriefs und der Psychagogie. Die Psychagogie oder Seelenführung hat ihren Ursprung in der antiken Rhetoriklehre, fand aber besonders in der psychotherapeutischen und seelsorgerischen Praxis Anwendung (Stauffer 2005: 406).

3. Der Brief als Therapeutikum

3.1. Allgemeine Charakteristika der Korrespondenz Friedrich Schlegels mit Christine von Stransky

Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schlegel und Christine von Stransky gewährt Einblicke in den Lebensalltag der Korrespondenzpartner zwischen 1820 und 1829. In dieser Zeit leiden beide wiederholt unter physischen und psychischen Krankheiten sowie unter belastenden Sorgen.

Kennengelernt haben sich Friedrich Schlegel und Christine von Stransky 1808 in Wien¹². Beide waren damals verheiratet. Bereits kurz nach ihrer ersten Begegnung im Sommer 1808 erkannten sie jedoch eine zwischen ihnen bestehende enge Verbundenheit, die sie als ‚Seelenverwandtschaft‘ empfanden und benannten. Der Kontakt bricht nach Abreise der Stranskys aus Wien 1808 ab und wird erst 1820 wiederaufgenommen. Das geschieht durch einen nicht überlieferten Brief Christine von Stranskys, den Schlegel am 6. Januar 1821 (Schlegel 1907: 4–6)¹³ beantwortet hat¹⁴.

Insgesamt sind 202 Briefe von Schlegel an Stransky aus den Jahren 1821–1828 überliefert. Hermann Patsch (2017: 281) hatte die Briefe noch als Kriegsverlust bezeichnet, so dass die beiden stark gekürzten Bände der Edition Rottmanners von 1907 und 1911 als primäre Textzeugen gelten mussten. Sämtliche 202 Briefe wurden im November 2020 jedoch auf Betreiben der Arbeitsstelle ‚Friedrich und Dorothea Schlegel‘ im Archivbestand des Klosters Andechs bei München wiederentdeckt und können nun erstmals vollständig ediert werden. Die hier untersuchten Briefe Schlegels sind trotz der weiterhin als verschollen geltenden Gegenbriefe Christine von Stranskys, diese können teilweise erschlossen werden, als integraler Teil eines geregelten Austauschs zu verstehen.

Ab 1821 intensiviert sich die Briefbeziehung bis zu Schlegels Tod im Jahr 1829. Friedrich Schlegel kündigt dies im Brief vom 18. Juni 1821 auch explizit an: „Ich werde Ihnen nun öfter Nachricht von mir geben“ (FS1: 13). Er ermutigt zudem Christine von Stransky dazu, ihm

¹² Die genaue Datumsangabe des ersten Treffens variiert in der Rückschau Schlegels. Genannt wird neben dem 22. Juni 1808 (FS2: 48) der 17. Mai. 1808 (ebd.: 275).

¹³ Weiter als Sigle FS1.

¹⁴ Ein Einzelbrief vom 21. Juli 1812 ist zusätzlich überliefert (FS1: 1–3).

ihre „Empfindungen und [...] Noth selbst, in jeder Art u[nd] Beziehung, recht ausführlich und aufrichtig jederzeit zu schreiben“ (11.–13. März 1826; ungedr.).

In der Folge steigert sich die Länge der Einzelbriefe und die Frequenz des Briefwechsels wird erhöht. Bis zum letzten überlieferten Brief vom 13. Dezember 1828 (FS2: 384–388) umfasst die Korrespondenz fast 1098 beschriebene Briefseiten. Daraus ergibt sich eine durchschnittliche Brieflänge von etwas mehr als fünf Seiten. Der umfangreichste Brief datiert vom 13.–15. Dezember 1823 und umfasst 16 Seiten auf vier Doppelblättern. Der mit knapp zwei Seiten kürzeste Brief entsteht im September 1825 in München. Kurze Zeit später sehen sich die beiden erstmals seit ihrer gemeinsamen Zeit in Wien wieder. Der Umstand, dass 22 der insgesamt 202 Briefe acht oder mehr Seiten umfassen, dagegen nur zwei Briefe kürzer als zwei Seiten sind, legt nahe, dass der Briefwechsel von mittellangen und langen Briefen geprägt ist.¹⁵ Zur Frequenz des Briefwechsels lässt sich festhalten:

Die durchschnittliche Frequenz beträgt in diesem Fall 16–17 Tage. Bemerkenswert ist am Schlegel/Strasky-Briefwechsel der Umstand, dass die Frequenz im Laufe der Zeit ansteigt und in den letzten Jahren 1–2 Briefe in der Woche, ja sogar auch einmal 2 Briefe an einem Tag abgesendet werden. (Breuer/Lindemann 2021: 202–203)

Sowohl Brieflänge als auch -frequenz sind ein Zeichen der Distanzregulierung, indem sie die Beziehung der Brieffartner intensivieren und von diesen „als Bestätigung der gesuchten Nähe“ (Breuer/Lindemann 2021: 203) empfunden werden. Schlegel schreibt daher am 23. Dezember [1822]: „[I]ch warte immer mit großer Sehnsucht auf Ihre Briefe“ (ungedr.).¹⁶ Sie stehen zugleich für ein gesteigertes Mitteilungsbedürfnis. Dafür spricht neben der Seitenzahl auch das Schriftbild der Briefe. Das Fehlen von Seitenrändern sowie die enge und kleine Schrift- und Zeilenreihung bestätigen Patschs (2007: 281) Einschätzung, dass Schlegel selten „Platz verschenke“. Schlegels Briefe sind in der Anrede und im Brieftext geprägt von einer Repetitio der direkten Ansprache Straskys mit „meine liebe, theure Christine“ und „geliebte Schwester (in Christo / meiner Seele)“. Mit diesem Stilmittel soll Nähe und Verbundenheit ausgedrückt werden.

Die mit dem pseudowissenschaftlichen Konzept des animalischen Magnetismus verbundene Idee der ‚Seelenverwandtschaft‘ ist für die epistolare Beziehung zwischen Friedrich Schlegel und Christine von Strasky entscheidend. In ihr ist die gesuchte Nähe nicht nur genuin mitgedacht, sondern wird durch eine esoterische Kommunikation und durch spezielle Aspekte wie das ‚Fernfühlen‘ und ‚Mitleiden‘ weiter verstärkt. Ausgangspunkt ist der gemeinsame, streng praktizierte katholische Glaube, der dem Briefwechsel neben der esoterischen auch eine für die Spätromantik typische, religiöse Färbung gibt. Die Beziehung

¹⁵ Breuer und Lindemann (2021: 202) verweisen in ihrem Beitrag *Lange Briefe*, der noch auf Rottmanners Edition beruht, auf 14 lange Briefe, die innerhalb des Briefwechsels ausgetauscht werden. Eine Auswertung der Originalbriefe wird die Anzahl der langen Briefe mit Sicherheit erhöhen. Der Sammelband inklusive des Beitrags ist kürzlich erschienen.

¹⁶ Vgl. dazu Maurer (2006: 77): Für die Brieffartner bilden „[d]ie durch Briefschreiben und Brieflesen aus dem Kontinuum des Alltags herausgehobenen Hoch-Zeiten [...] eine eigene Zeitstruktur aus, ein Gefühlskontinuum zweiter Ordnung.“ Das bestätigt Schlegel im Brief vom 11.–13. März 1826: „Helle Punkte in meinem Leben sind die Stunden, wo ich von Dir höre und mit Dir vereinigt bin“ (FS2: 36).

entwickelt sich mit Ausnahme weniger persönlicher Treffen ausschließlich im Medium Brief. Die mittelbare Kommunikation im Brief wird durch die Überzeugung einer unmittelbaren Verbindung der Seelen und Gedanken grundiert. Die Korrespondenz produziert Nähe durch Schrift und etabliert dadurch die ‚Seelenverwandschaft‘ als literarischen Effekt. Der Brief stellt sie her und ist zugleich ihr präntendierter Ausdruck. Die zeitliche Diskrepanz zwischen den kurzen, persönlichen Kontakten und der langjährigen Trennung wird von den Beteiligten daher nicht als solche empfunden. Schlegel schreibt dazu im Juni 1821, dass er „alle die Jahre her unzähligemal im Gebet und in der Erinnerung des tiefsten Herzens [...] an Sie meine theure Freundin gedacht habe“ (FS1: 7) und es ihn daher „freudig erschütterte und innig rührte, als ich wieder die erste Nachricht von Ihnen erhielt und wohl spürte, daß meine Erinnerung und mein Gebet Ihrer Seele nicht fremd geblieben war“ (ebd.). Die Intimität und Sympathie beschwörende Verbundenheit erweist sich bei näherem Hinsehen als Effekt des Schriftverkehrs.

Die Korrespondenz hat für Schlegel von Beginn an einen dichotomischen Charakter, der seinem späten Weltbild entspricht. Einerseits spendet sie ihm Trost, da er sich durch das Lesen und Schreiben der Briefe gestärkt fühlt. Andererseits geben ihm die artikulierten Nöte der Briefpartnerin auch Anlass zu einer nicht unwillkommenen Sorge. Diese Ambivalenz korreliert mit seiner Vorstellung eines ständigen Wechsels von Leid und Trost, wobei sich letzteres auf eine religiöse Heilsvorstellung gründet: „So hat es mich auch sonderbar erschüttert, als ich wieder die erste Nachricht von Ihnen [...] erhielt; als müßte mir irgend ein großes Leiden bevorstehen, und wollte mir der Himmel gleich den liebsten Trost dagegen bereiten“ (FS1: 12).

Die Brieffreundschaft Friedrich Schlegels mit Christine von Stransky folgt einem Freundschaftsverständnis, dass vor der historischen Folie des Pietismus Freundschaft als „gesteigerte[n] Austausch ähnlich gestimmter Seelen“ versteht (Hermann 2006: 16). Nach diesem Verständnis besteht eine vorherbestimmte Harmonie der Seelen. Schlegel schreibt dazu: „Welch ein wunderbarer Zusammenhang zwischen unsern Seelen, schon von der Geburth aus, und von Gott vorher bestimmt [, ist]“ (FS2: 83). Man kann dabei auch an Gottfried Wilhelm Leibniz und seine Idee einer prästabilierten Harmonie denken (Leibniz 2002), die hier psychologisch gewendet wird. Gott hat sie hergestellt und daher kann sie vom Menschen lediglich erkannt werden.

3.2. Thematische Aspekte

Auf der Gegenstandsebene sind die Briefe von einem hohen Maß an Privatheit und einer mitunter esoterischen Form der Kommunikation geprägt, worin sie sich zugleich von anderen Briefwechseln Schlegels abgrenzen. Bedingung der esoterischen Grundstruktur ist die im animalischen Magnetismus fundierte ‚Seelenverwandschaft‘. Damit rückt der Briefwechsel thematisch und gattungstheoretisch in die Nähe von Schlegels magnetischem Tagebuch (Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe¹⁷, Bd. 35). Inhaltlich kreisen

¹⁷ Weiter als Sigle KFSA.

die lebensweltlichen Nöte und Sorgen, aber auch die physischen und psychischen Dispositionen um den Begriff der *passio*, der auf ein Leiden und Erdulden abzielt. Etymologisch rückt der Briefverkehr damit nicht nur in die Nähe des Patientenbriefes, sondern spiegelt den religiösen Kontext der Briefe wider. Friedrich Schlegel sieht sich und Christine von Stransky in der Nachfolge Christi. Neben gnostischen Implikationen thematisieren die Briefe Defizite, die die Kreatürlichkeit der Briefpartner betreffen. Im katholischen Kontext werden die physischen und psychischen Leiden in Hinsicht auf ihre Ursache und ihre Linderung religiös ausgedeutet. So interpretiert Friedrich Schlegel die bei Christine von Stransky wiederholt auftauchenden Wunden an ihren Armen und Beinen als Stigmatisierungerscheinungen und als „Jesus-Zeichen“ (FS1: 286), die eine Verbindung zwischen ihr, Jesus Christus und Gott herstellen. Krankheiten und Leiden werden als Prüfungen einer irdischen Welt interpretiert, deren Erduldung durch eine von Gott gestiftete Erlösung nach dem Tod belohnt werden wird. Konkret wird das im Dualismus von krankem Körper und intakter Seele deutlich: „Gott sey Dank, daß er Ihnen als Mutter neben so großen Leiden, auch herrliche Freuden gab, und Ihnen in einem oft leidenden Körper, die gefühlvolle, liebende Seele erhielt“ (FS1: 5).

Die andauernde körperliche Versehrtheit Christine von Stranskys hatte verstärkt auch psychosomatische Folgen. Auch Schlegel leidet während des Briefwechsels an psychosomatischen Symptomen, die er im Brief vom 18. Juni 1821 beschreibt: „Ich habe den vergangenen Winter traurig zugebracht, [...] von vielen drückenden Sorgen beladen, und mit mancherley Leiden kämpfend“ (FS1: 6). Im Brief vom 24. November 1822 heißt es: „Ich war acht Tage an einem katarrhalischen Anfall mit Anfangs ziemlich starkem Fieber krank“ und „[i]ch bin mehr als je mit dringenden Arbeiten und Sorgen überhäuft. Ich sehe keinem guten Winter für meine Gesundheit entgegen“ (ungedr.). Die Beschreibung des psychosomatischen Krankheitsbildes zeigt, wie psychische Dispositionen bei Schlegel konkret körperliche Defizite auslösen können.¹⁸

Neben psychischen und physischen Defiziten diskursiviert der Briefwechsel vermehrt Alltagsphänomene. Dazu gehören in der Frühphase des Briefwechsels Christines familiäre Sorgen um ihre Pflgetochter Fanny, die in der Erziehungsanstalt in St. Pölten an Einsamkeit und strukturellen Veränderungen litt. Schlegel thematisiert insbesondere seine seit Jahren angespannte ökonomische Situation und die damit einhergehenden sozialen Einschränkungen. Selbst die Drucklegung weiterer Bände seiner *Sämtlichen Werke* (1822–1825) im Jahr 1823 vermögen die ökonomische Krise nach eigener Aussage nicht zu lindern: Die Ausgabe „ist auch für die Finanzen gut; es sind aber freylich auch drückende Berge abzutragen“ (Brief vom 7. März 1823; ungedr.)¹⁹. Im Brief vom 12. April konkretisiert er:

[A]ber bis jetzt habe ich wenig davon [vom Erlös der gedruckten Vorlesungen] genossen, weil die großen Zahlungen rückwärts alles wegnehmen. Die Haushaltung in Wien ist eigentlich sehr theuer, man giebt eine Menge Geld aus, wovon man eigentlich nichts hat; und bey unsrer Gesundheit, ich meyne mich und meine Frau, haben wir mancherley Bedürfnisse. (FS1: 110)

¹⁸ Vgl. dazu auch den Brief vom 13. Januar 1823 (Rottmanner 1907: 94–98).

¹⁹ Vgl. dazu auch den Brief vom 11. Juli 1823 (Rottmanner 1907: 115–119).

Familiäre Schicksalsschläge treffen Christine von Stransky ab 1824 in Form des Todes ihrer Mutter und der Scheidung von ihrem Ehemann Otto Stransky von Stranka und Greiffenfels, der die Familie verlässt. Dies eröffnet ein soziales Problemfeld des andauernden Versorgungsnotstands. Familiäre Krisen Schlegels sind innerhalb des Briefwechsels der Tod seiner Geschwister Karl August Moritz und Charlotte. Auch der finanzielle sowie konfessionelle Konflikt mit dem Bruder August Wilhelm nach dessen öffentlicher Abkehr von Friedrich gehört dazu. Aber auch berufliche Rückschläge, wie die Ablehnung für die Stelle als Bibliothekar in Wien oder der Kampf um die Zulassung von Frauen zu seinen späteren Vorlesungen sind Gegenstand der Briefe.

3.3. Funktionale Aspekte des Briefwechsels

Funktionale Aspekte weist der Briefwechsel auf drei Ebenen auf. Erstens fungiert der intime Kommunikationsrahmen für Schlegel und Stransky als Artikulationsraum für Sorgen und Leiden. Diese werden – in Anlehnung an die These Ludwig Völkers zum Zusammenhang von ‚Muse Melancholie‘ und ‚Therapeutikum Poesie‘²⁰ – zum Schreibenanlass für Schlegel und Stransky. Die Artikulation ihrer Defizite ermöglicht den Briefpartnern zugleich die wechselseitige Reflexion von Innerlichkeit und Selbstbeobachtung. Schlegel legt im Brief vom 18. Juni 1821 seine gegenwärtigen Probleme dar und identifiziert ihre psychischen Ursachen:

Ich selbst lebte seit jenem Kriege, der uns getrennt hat, in einer ziemlich gedrückten Lage dahier in Erwartung besserer Zeiten. [...] Meine äußere Lage aber ist nicht sehr erwünscht noch beruhigend; ich habe noch mit großen Sorgen, die mir aus der vergangenen unruhigen und wechselvollen Zeit zurück geblieben sind, zu kämpfen, und das hindert mich auch manchmal am Arbeiten, obwohl dieses doch eigentlich der beste Trost und Hülfe dagegen ist; denn ich habe immer noch den Fehler, daß ich allzu leicht in innre Schwermuth versinke und mich verlehre. (FS1: 8–10)²¹

Die angeführte Briefstelle identifiziert Schlegel nicht nur als ‚Hamlet-Typus‘, der sich selbst früh und wiederholt als Melancholiker bezeichnet hat²², sie führt zugleich die therapeutische Funktionalisierung ein. Auf die ‚Muse Melancholie‘ folgt gewissermaßen das ‚Therapeutikum Poesie‘²³. Bei Friedrich Schlegel wird das Schreiben als Arbeit verstanden: „Ich arbeite sehr viel und angestrengt [...]. Dieß thut mir auch sehr wohl, ich fühle, es ist das beste, was ich thun konnte, und es stärkt mich innerlich, indem es mich hindert, in die Gedanken der Traurigkeit ganz zu versinken“ (FS1: 99)²⁴.

Schlegel reflektiert die therapeutische Funktion des Briefeschreibens jedoch auch im Medium selbst: „[Z]u Anfang dieses Briefes war ich niedergeschlagen und traurig gestimmt; nun habe ich mich aber im Schreiben selbst gestärkt und erheitert gefühlt“ (Brief

²⁰ „[Z]wischen der Erfahrung des Schmerzes und dem Schreibprozess besteht ein innerer Zusammenhang“ (Völker 1978: 15).

²¹ Vgl. dazu Schlegels Brief vom 23. März 1828 (FS2: 275–278).

²² Vgl. dazu Breuer 2009.

²³ „Im Prozeß der sprachlichen Gestaltung erfährt Melancholie eine Aufhebung“ (Völker 1978: 29).

²⁴ Vgl. dazu Robert Burtons (1977: 20) Diktum: „I write of melancholy, by being busy to avoid melancholy.“

vom 31. Mai und 1. Juni 1823; ungedr.). Durch die epistolare Selbstbeobachtung reflektiert Schlegel die Ursachen seiner Dispositionen in eben dem Maße, in dem er sie durch ihre schriftliche Artikulation therapiert. Er schreibt sich seine Sorgen von der Seele.

Dass das Schreiben von Briefen auch für Stransky einen Fluchtpunkt von ihren Alltagsorgen bildet, lässt sich erschließen, wenn Schlegel sie im Brief vom 11. Februar 1823 zitiert: „Es ist mir sehr tröstlich, daß Sie [...] Ihre eignen Leiden und Sorgen, wenn Sie an mich denken und schreiben, theilnehmend und liebevoll vergessen“ (FS1: 99).

Drittens schließlich dient der Briefwechsel einer wechselseitigen Beratung. Einen beratenden Gestus haben vor allem die Briefe Schlegels an Christine von Stransky aus der Zeit um 1822 in Bezug auf die Pflgetochter Fanny. Dabei steht die Pflgetochter nicht nur selbst mit Schlegel im Briefwechsel²⁵, er berät Christine von Stransky auch, indem er die Gefühle der vom Elternhaus entfernt lebenden Tochter einordnet, Ratschläge zum behutsamen Umgang gibt und schließlich Informationen zu alternativen Institutionen vermittelt. Die Bereitschaft zur Unterstützung für Mutter und Tochter beschreibt er wie folgt: „[W]enn ich irgend etwas zu ihrem Besten thun kann, so werde ich Sie, wie Ihre Tochter, mit meiner Liebe und Vorsorge begleiten“ (Brief vom 14. Oktober 1822; ungedr.). Auch nach der Trennung des Ehepaars Stransky Anfang 1824 berät Schlegel seine Korrespondenzpartnerin sowohl in Hinsicht auf den Umgang mit ihrem Ehemann als auch in juristischen Belangen des Scheidungsprozesses: „Wenn einmal die Liebe verkannt [...] ist, so bleibt nur das Recht übrig [...] und Sie können in diesem Falle nichts von dem Rechte aufgeben, ohne zugleich eine Pflicht gegen Ihre Kinder zu verletzen“ (FS1: 203–204). Der beratende Gestus des Briefwechsels überführt gewissermaßen den beruflichen Alltag Schlegels in Wien, wo er als Berater Metternichs tätig war, in die Privatkorrespondenz mit Christine von Stransky.

Auch Christine von Stransky steht Schlegel wiederholt beratend zur Seite. Das gilt zum einen für den Umgang mit seinen Schulden und eine Reduzierung der Lebenskosten (FS2: 311–322). Zum anderen gilt es im Umgang mit psychischen Krisen: „Wohl haben Sie Recht, meine gute Christine, daß mir nichts besser frommt und nichts heilsamer ist für meine Ruhe, als allein zu stehen und zu wirken“ (FS1: 97). Die Briefpassage vom 13. Januar 1823 erschließt nicht nur den Inhalt des nicht überlieferten Gegenbriefs, sie deckt auch Schlegels fragiles Selbstbewusstsein und Selbstverständnis auf. Die Briefpartner sind einander Berater und Seelsorger²⁶ und verleihen dadurch ihren Briefen eine spezifische Form. Sie verbindet die Funktionen des psychagogischen Freundschaftsbriefs, vor allem die Beratung in Glaubens- und Alltagsfragen, mit denen der Therapie psychischer Zustände. Darin manifestiert sich Schlegels bereits im magnetischen Tagebuch (KFSA, Bd. 35) formuliertes Selbstverständnis als ‚magnetischer Seelenführer‘, das dem des Seelsorgers nicht nur semantisch nahesteht.

Sowohl der therapeutische Ansatz als auch die psychagogischen Aspekte des Briefverkehrs offenbaren freilich auch Bruchstellen der Nähebeziehung zwischen den Korrespondenzpartnern. Denn die selbsttherapeutische Funktionalisierung der eigenen und fremden Briefe stellt die durchgängig hypostasierte Nähe in Frage und riskiert diese sogar, indem im Prozess des

²⁵ Diese Briefe wurden bisher nicht gefunden.

²⁶ Auch Josef Körner attestiert dem späten Schlegel eine seelsorgerische Haltung, insbesondere in seinen Vorlesungen über die Philosophie des Lebens (vgl. KFSA, Bd. 10: XLI).

Schreibens die eigene Gesundheit über die Belange des Gegenübers gestellt wird. Die durch die Überzeugung einer unmittelbaren Verbindung der Seelen grundierte mittelbare Kommunikation im Brief wird somit zugleich konterkariert. Analog bedroht der Anspruch auf psychagogische Führung die Nähebeziehung, indem sie ein Hierarchieverhältnis zwischen Führendem und Geführtem etabliert. Die Vertikalität der Seelenführung kommt der Horizontalität und Egalität der Seelenverwandtschaft in die Quere.

Dass diese Bruchstellen die Verbundenheit der Korrespondenten nicht gefährden, kann mit der Leistung des *passio*-Konzepts erklärt werden. Indem sich Stransky und Schlegel in der Nachfolge Christi sehen, sind ihre Leiden immer schon durch Christus abgedeckt und zu gemeinsamen Leiden erhoben. Die duale Briefbeziehung wird über die Jesus-Instanz um einen Dritten erweitert, der zwischen den Briefpartnern vermittelt und durch den sie verbunden sind. Die Integration der Instanz eines Dritten situiert die Korrespondenz auch formal im katholischen Kontext. Ähnlich wie im katholischen Gemeindebrief eine Gemeinschaft im Glauben angenommen wird, versteht auch Schlegel seine magnetische Beziehung zu Christine von Stransky als mentale Gemeinschaft, die sich über gemeinsame Vorannahmen konstituiert. Seine späten Beziehungen auf der Grundlage des animalischen Magnetismus sind von Frauen geprägt und folgen dabei einer Idee, die bereits im Briefessay *Über die Philosophie* von 1798 (KFSA, Bd. 8) formuliert wird. Ihr zufolge verfügen vor allem Frauen über einen unmittelbaren Zugang zur Philosophie und benötigen daher eigentlich keine weitere Anleitung in ihr²⁷. Diese Vorstellung kann Schlegels Beziehungen zu emanzipierten, gebildeten und selbstständigen Frauen wie Dorothea, Christine von Stransky und der Gräfin Franziska Leśniowska erklären.

Die therapeutische Funktion des Briefwechsels zwischen Friedrich Schlegel und Christine von Stransky wird durch materielle Beilagen ergänzt. So sendet Schlegel an Stransky eigenhändige Manuskripte seiner Gedichte und Gebete. Von Stransky erhält er im Gegenzug ein Porträt, dessen persönlichen Wert er wie folgt beschreibt: „Das Bild ist für mich eine Quelle von Trost und Umgang, und meine beständige Zuflucht, Morgens und Abends und Tag für Tag“ (FS1: 96). Die Fetischfunktion des Bildes verdeutlicht Schlegels Einsamkeit in Wien und seine Sehnsucht nach der physisch entfernten Christine von Stransky trotz psychischer Nähe. Wie der Brief ist das Porträt Substrat und Surrogat der Briefpartnerin. Der Briefwechsel und die magnetische Seelenverbindung suggerieren lediglich eine gegenseitige Teilhabe bei einer unüberbrückbaren räumlichen Distanz.

Fazit

Der therapeutischen Funktionalisierung des Briefes für Friedrich Schlegel und Christine von Stransky liegt das Konzept einer ‚Seelenverwandtschaft‘ zugrunde, das von romantisch-religiösen Motiven ebenso wie von Aspekten des animalischen Magnetismus geprägt ist. Diese Verbindung wird durch den fortwährenden Austausch im Brief etabliert und charakterisiert das Verbundenheitsgefühl der Briefpartner.

²⁷ Vgl. dazu KFSA, Bd. 8: u. a. 42 und 54.

Die daraus entstehenden Empfindungen von Intimität und Nähe können als ein Effekt von Schrift verstanden werden. Die darauf aufbauenden Teilhandlungen des Schreibens, Reflektierens und Beratens kulminieren im zentralen Anliegen der Briefpartner, sich gegenseitig zu trösten. Im Zusammenhang von ‚Muse Melancholie‘ und ‚Therapeutikum Poesie‘ werden die persönlichen Herausforderungen zunächst zum Schreibenanlass, die im Artikulationsraum des Briefes mitgeteilt werden.

Indem die Briefschreibenden ihren Sorgen und Nöten eine sprachliche Form verleihen, können sie diese reflektieren und bewältigen. Die Briefe fungieren dabei zum einen als eine Form der Selbsttherapie, zum anderen dienen sie der wechselseitigen Beratung und Seelsorge. Dadurch gewinnen sie die Form psychagogischer Freundschaftsbriefe, die vom Empfänger als Zeichen des Beistands und des Trosts empfunden werden.

Literatur

- Baillot, Anne (Hg.) (2011): *Netzwerke des Wissens. Das intellektuelle Berlin um 1800*. Berlin: BWV.
- Behler, Ernst (Hg.) (1969): *Kritische Friedrich – Schlegel – Ausgabe*. Bd. 10. München, Paderborn, Wien: Schöningh.
- Behler, Ursula (Hg.) (1979): *Kritische Friedrich – Schlegel – Ausgabe*. Bd. 35. München, Paderborn, Wien: Schöningh.
- Binczek, Natalie / Stanitzek, Georg (Hg.) (2010): *Strong ties / Weak ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie*. Heidelberg: Winter.
- Bohrer, Karl Heinz (1987): *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*. München [u. a.]: Hanser.
- Breuer, Ulrich (2009): Dolche reden. Die Wahrheit der Melancholie bei Friedrich Schlegel und Friedrich Nietzsche. In: Klaus Vieweg (Hg.): *Friedrich Schlegel und Friedrich Nietzsche. Transzendentalpoesie oder Dichtkunst mit Begriffen*. Paderborn [u. a.]: Schöningh, 41–56.
- Breuer, Ulrich / Lindemann, Anke (2021). Lange Briefe. Überlegungen zu einem Medienformat am Beispiel der Briefe Dorothea Schlegels. In: Jochen Strobel [et. al.] (Hg.): *Die Geschichtlichkeit des Briefs. Kontinuität und Wandel einer Kommunikationsform*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Bunzel, Wolfgang (2013): Briefnetzwerke der Romantik. Theorie – Praxis – Edition. In: Anne Bohnenkamp-Renzen, Elke Richter (Hg.): *Brief-Edition im digitalen Zeitalter*. Berlin [u. a.]: de Gruyter, 109–132.
- Burton, Robert (1977): *The Anatomy of Melancholy*. Edited with an Introduction by Holbrook Jackson. Reprint. London [u. a.]: Dent [u. a.].
- Henzel, Katrin (2020): Materialität des Briefs. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig [et. al.] (Hg.): *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin, Boston: de Gruyter, 222–231.
- Herder, Johann Gottfried (1912): Liebe und Selbstheit. In: François Hemsterhuis: *Philosophische Schriften*. Hg. v. Julius Hilß. Bd. 1. Karlsruhe [u. a.]: Dreililien-Verl., 73–98.
- Hermund, Jost (2006): *Freundschaft. Zur Geschichte einer sozialen Bindung*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.

- Hillebrandt, Claudia / Kampmann, Elisabeth (2014): Sympathie und Literatur. Einführende Bemerkungen zu einem vernachlässigten Verhältnis. In: Ders. (Hg.): *Sympathie und Literatur. Zur Relevanz des Sympathiekonzepts für die Literaturwissenschaft*. Berlin: Schmidt, 7–32.
- Koschorke, Albrecht (1999): *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München: Fink.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (2002): *Monadologie und andere metaphysische Schriften*. Hg., übers., mit Einl. und Anm. vers. v. Ulrich Johannes Schneider. Hamburg: Meiner.
- Maurer, Michael (2006): Freundschaftsbriefe – Brieffreundschaften. In: Klaus Manger, Ute Pott (Hg.): *Rituale der Freundschaft*. Heidelberg: Winter, 69–81.
- Nickisch, Reinhard M.G. (1991): *Brief*. Stuttgart: Metzler.
- Patsch, Hermann (2017): Briefe. In: Johannes Endres (Hg.): *Friedrich Schlegel-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler, 280–290.
- Schlegel, Friedrich (1907): *Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky geborene Freiin von Schleich*. Hg. von Max Rottmanner. Bd. 1. Wien: Verlag des Literarischen Vereins.
- Schlegel, Friedrich (1975a): *Friedrich Schlegels Briefe an Frau Christine von Stransky geborene Freiin von Schleich*. Hg. von Max Rottmanner. Bd. 2. Nachdr. d. Ausg. Wien 1911. Nendeln/Liechtenstein: Kraus.
- Schlegel, Friedrich (1975b): Über die Philosophie. In: *Kritische Friedrich – Schlegel – Ausgabe*. Bd. 8. Hg. von Ernst Behler und Ursula Struc-Oppenberg. München, Paderborn, Wien: Schöningh, 41–62.
- Schuster, Jörg (2020): Literaturwissenschaft (Neuere deutsche Literatur). In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig [et. al.] (Hg.): *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin, Boston: de Gruyter, 5–18.
- Stauffer, Hermann (2005): Psychagogie. In: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 7. Pos – Rhet. Berlin: de Gruyter, 406–414.
- Streisand, Marianne (2001): *Intimität. Begriffsgeschichte und Entdeckung der ‚Intimität‘ auf dem Theater um 1900*. München: Fink.
- Strobel, Jochen (2020): Der Brief als Gabe. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig [et. al.] (Hg.): *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin, Boston: de Gruyter, 254–268.
- Thiedeke, Udo (2020): Der Brief als individualmediale Kommunikationsform. Eine mediensoziologische Beobachtung. In: Marie Isabel Matthews-Schlinzig [et. al.] (Hg.): *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. 2 Bde. Berlin, Boston: de Gruyter, 187–202.
- Vellusig, Robert (2000): *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Völker, Ludwig (1978): *Muse Melancholie – Therapeutikum Poesie. Studien zum Melancholie-Problem in der deutschen Lyrik von Holty bis Benn*. München: Fink.
- Wegmann, Nikolaus (1988): *Diskurse der Empfindsamkeit. Zur Geschichte eines Gefühls in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.